

Abends Gäste

Autor(en): **Birnstiel, J.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 52 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 31. Dezember 1921

— Des Türmers Licht. —

Don Ernst Oser.

Hochher vom Turme blinkt des Wächters Licht,
Das seinen Glanz um Kreuz und Blume slicht
Der edlen Gothik, die des Meisters Hand
Gefügt zum Zeichen über Stadt und Land. —

Schwül liegt die Nacht, ein Wetter zieht daher —
Doch hell vom Turm, wie eine treue Wehr,
Die Leuchte kündet: Herr, bewahr' die Stadt!
Vor Wasserflut n und vor Feuernot,
Vor eines großen Sterbens Aufgebot. —

Und trinkt der Silbermond im Strom sich satt
In lauen Nächten zu des Sommers Zeit,
Dann strahlt das Licht in milder Freundlichkeit,
Als bräche eine Liebe draus hervor
Und ginge werbend um von Tür zu Tor:

Hört ihr's dort unten, in den lauten Gassen,
Läßt euern Groll, begrabt das alte Hassen,
Hebt euern Blick und sucht den guten Stern,
Dem Türmer dankt und lobet Gott den Herrn!

So kehrt der Monde Lauf zur neuen Wende.
Kalt liegt die Nacht; ein Jahr naht seinem Ende.
Gar bald verklingt sein letzter Godeschlag,
Der Morgen glänzt, das Licht erlöscht im Tag.

Wach' auf, mein Bern, ein junges Jahr bricht an,
Gut sei dein Werk, und froh sei es getan!
Wenn ihren Sorgenfittich senkt die Nacht,
Getreu dein Türmer hält sein Licht entfacht.
Durch Nacht und Sturm die Leuchte halte rein,
Dann zieht dein Morgen als ein Sieger ein!

Abends Gäste.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

„Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, das sei unser Lösungswort.“ So hat Goethe geredet. Und der Leser denkt jetzt vielleicht: „Der hatte gut reden. Die Huld eines fürstlichen Gönners genießend, war er ein völlig unabhängiger Mann, der wohl, wie er einmal gesagt hat, im Leben wunderseelten eines vollen inneren Wohlseins sich erfreute, aber doch die Sorge ums tägliche Brot nicht kannte. Ja, der konnte sich's erlauben, Gäste zu haben nach Tages Arbeit und frohe Feste zu feiern nach sauren Wochen.“

Einverstonden, lieber Leser! Vergiß aber nicht: Goethe hielt es nicht für eine besondere Tugend oder Tat, wenn er nach Tages Arbeit Gäste zu sich lud, er meinte nur, solches sei eine Wohltat für jeden Menschen, wer immer er auch sei, reich oder arm. Und da pflichtete ich ihm bei.

Ich sah, daß im Dörflein unterm hohen Hamm sogar Leutchen, die ihr Brot unendlich viel schwerer verdienten als der am Hof zu Weimar lebende Dichter, dann und wann einmal einen Abendgast hatten. Ich hörte, daß es bei den Appenzellern, unter denen ich jetzt wohnte, Sitte

sei, „öppe zuer Obere z'goh,“ d. h. einander in freundlichen Abendstunden zu besuchen. Sogar die Kleinen übten den Brauch. An warmen Sommerabenden saßen da und dort Nachbarskinder brüderlich beieinander auf der Holzbank vor dem Haus, neben der Schynterhngi und unter den Nägelistöcken, die mit dem Rosmarin um die Wette dufteten, und es wurde einem bis ins Innerste hinein wohl, wenn sie zwei- und dreistimmig, natürlich ohne Buch und Noten, ein Schaublinlied nach dem andern zum Besten gaben und in langezogenen Tönen, mit andachtsvoller Streckung der Endsilben, immer wieder ihr Lieblingslied sangen:

Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend, so lobend,
Dum sei mir recht herzlich begrüßt.

In deiner erfreulichen Kühle
Vergißt man die Leiden der Zeit,
Vergißt man des Mittages Schwüle
Und ist nur zu danken bereit.

Willkommen o Abend voll Milde,
Du schenkst dem Ermüdeten Ruh,
Versiehst uns in Erens Gefilde
Und lächelst uns Seligkeit zu.

Ich lebte also in einer Gegend, wo es zum guten Ton gehörte, auch für Freund und Nachbar eine offene Tür zu haben. Das freute mich. Schon mein Vater hatte viel auf Pflege von Gastfreundschaft gegeben, und jedes Jahr einmal den Pfarrer und die Lehrer des Dorfes, sowie zu öfteren Malen den familienlosen Dorfmusikanten, einen gesprächigen Tschachen, einzuladen, war ihm als Ehrenpflicht erschienen. Mir lag die Erfüllung einer solchen Pflicht noch näher, denn im abgelegenen Bergdörflein war das Verlangen nach Menschen noch größer als drunten im offenen Land. Und dann war ich doch Pfarrer, also ein Mann, dem es wohl anstand, kein Eremitenleben zu führen und zu bedenken, daß schon der Apostel Paulus in einem Römerbrief voll christlicher Ermahnungen gleichsam noch ein Blumensträußchen oben aufgelegt hat durch Beifügung der Ermahnung: „Herberget gerne!“ (Röm. 12, 13.) und daß auch der Schreiber des Hebräerbriefes nicht weniger freundlich in die Welt geblickt hat, denn von ihm stammt das Wort: „Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche, ohne es zu wissen, Engel beherberget.“

Erzählen mir nun auch meine, aus einem Zeitraum von bald vierzig Jahren hergeholten Erinnerungen, nichts von eigentlichen Engeln, die bei mir zu Gäste gewesen wären, sondern von echt menschlichen, ja teilweise recht robusten Menschen, von Männern und Frauen mit fröhlichen und ernsten Augen, roten Backen und bleichen Gesichtern, rauhen und feinen Stimmen, harten und zarten Händen, so will mir doch nachträglich sein, als ob auch ein wenig Himmelsduft und -Luft mit einzelnen von ihnen ein- und ausgegangen sei. Ja, auf den Bildern einiger Teurer, die längst nicht mehr sind, liegt für mein inneres Auge etwas von jenem Morgenglanz der Ewigkeit, der auf herrlichen Gemälden das Gewand der Engel ist.

In einem ans Pfarrhaus anstoßenden, kleinen und für dortige Verhältnisse fast ein bißchen herrschaftlich aussehenden Häuschen wohnte eine, an der Schwelle des Alters stehende, immer in Schwarz gekleidete Frau, die gute Nachbarschaft mit uns hielt, uns zu sich lud und dann und wann zu Gäste kam. Sie war einer der Menschen, denen man, weil ihr liebevolles Gemüt sozusagen ihre ganze Erscheinung durchleuchtet, den Ehrennamen gibt: „E treui Seel.“

Wie manche Abendstunde ist sie mit uns am Tisch geessen. Im Lauf weniger Jahre hat sie den Garten und blühende Töchter verloren. Und nun hütete sie fast mit einem Uberschwang mütterlicher Sorgfalt und Fürsorge ihr Einziges und Letztes, ein kaum erwachsenes Mädchen, eine Rosenknospe, um deren Zartheit einem bange war, je dider die Rebelschwaden vom Tiefland heraufstuteten und je wilder im Winter die Floden wirbelten.

Wer etwa meint, mit dieser vielgeprüften Nachbarin seien jeweils nichts als Ernst und Wehmut zur Stube hereingekommen, der ist auf falscher Fährte. Nichts als Güte und Freundlichkeit war diese Frau. Immer darauf bedacht, sich um das zu sorgen, was anderer Menschen Herz bewegte. Redete sie über das Alltägliche, so tat sie es so, daß die Dinge des Alltags und des Kleinlebens gleichsam den Werktagstaub von ihren Kleidern schüttelten. Was immer aber als Urteil aus ihrem Innern kam, das trug alles den Stempel einer Seele, die mild und still geworden war unter viel

Kreuz und Herzeleid. Und das Schönste: Sie konnte lachen, herzerfreuend lachen trotz allem Schweren, das ihr auf der Seele lag. Nicht mit lauter, den ganzen Raum erfüllenden Stimme, wie etwa der Hauptmann oder der Schullehrer, wenn sie einmal recht bei guter Verfassung waren, aber mit Augen voll Sonne und Wolke. An sie mußte ich denken, als ich später einmal irgendwo dem Wort eines Weisen begegnet bin: „Der Witze lacht, daß ihm die Tränen über die Backen laufen, der Humor kann lächeln unter Tränen.“

In meiner gastlichen Stube hatten beide Zeit und Stunde, Humor und Witze. Und für beides will ich in der Erinnerung dem Geber aller guten Gaben danken.

Einer meiner liebsten Abendgäste war mein, vierteljährlich mit dem Quartalzapfen erscheinender Brotoater, der Kirchenpfleger. Er kam jeweils nach getaner Tagesarbeit, frisch rasiert und sonntäglich gekleidet. Dabei sah man ihm an, daß er sich als Freudebringer fühle und sein Tun bei Leib und Leben nicht rein geschäftlich verstanden wissen wollte. So nahm ich ihn denn, guter alter Sitte huldigend, auch nicht auf, als ob er nur gekommen wäre, ein Geldgeschäft zu absolvieren. Ich setzte ihn in meiner Stube an den Ehrenplatz, und meine Frau erquidete ihn mit Speis und Trank, wie wenn er eben als Gvatter gewonnen worden wäre. Hatte er das fällige Sümmelein, den Ertrag von allerlei Lichtmeß-, Jakob- und Martinzinschen in Form von Silberlingen auf den Tisch gelegt und war der Empfangsschein feierlich unterzeichnet, so funkelte auf dem Tisch der Rote, und das erste Zusammenklingen der Gläser tönte mir in den Ohren wie das Ausläuten einer mageren Zeit, in der scharfes Ausrechnen und Einteilen Trumpf gewesen war. Durch das zweite Anstoßen aber ging ein festliches Klingen, und das tönte wie ein Begrüßungschor, gewidmet nicht gerade sieben kommenden fetten Jahren, aber doch einem Trüpplein besserer Wochen, und im Herzen sang und klang ein feierliches: „All Fehd hat nun ein Ende!“

Mein Großvater war bei alldem sehr guter Dinge. Als gewesener Sonderbundskrieger verlegte er sich gerne aufs Erzählen. In mehr als einem Gefecht hatte er mitgepulvert. Auch in manch lustige Episode war er mitverwickelt gewesen. Ja sogar einen Pfarrer hat er gemeinsam mit drei andern Schöngründler-Sonderbündlern im Felde für sein Heimatdörflein ausfindig gemacht. Der Feldprediger war's. Die Soldaten vom Hamm-Dörflein haben ihn kennen gelernt und er sie, und weil sie einander wohl gefielen und die vom Schöngrunde grad einen Pfarrer brauchten, so wurden sie handelseinig, wozu am Ende der Dinge auch die Gemeinde ihren Segen gab. Bald nach dem Krieg ist er im Bergdorf eingezogen. „Schönholzer“ hat er geheißen, war von Schönholzersweilen, wurde Pfarrer in Schöngrunde und war erst noch ein recht schöner Mann! So oft mein Pfleger diesen Witze erzählte, sperrte er unter schallendem Lachen seinen großen Mund auf, und der Knebelbart zitterte am wackelnden Unterkiefer, daß das Herz des Hörers auch mitwackeln mußte.

O, er war eine fröhliche Haut, mein Pfleger Hans Konrad — und ein hervorragender Praktiker war er obendrein. Einmal hat er mir einen alten Baum im Garten gefällt — aus lauter Gefälligkeit. Weil er aber so praktisch veranlagt war, nämlich der Hans Konrad, nicht der Baum, so kam

ihm der Gedanke, der am Boden liegende Stamm könnte ihm bessere Dienste tun als mir. Flugs lud er ihn auf einen Karren und führte ihn an meiner Scheune vorbei der Feinden zu. „Wohl bekomm's!“ dachte ich, „es gehört dir auch etwas von wegen deiner Gefälligkeit!“ Ein paar Jahre später starb ihm seine zweite Ehefrau, und er hatte den Drang, ihr auch im Tode noch alle Ehre anzutun. Weil er so überaus klug und findig war, ließ er ihr kein Denkmal aus Marmor oder Sandstein erstellen. Er entdeckte im Haus ein entbehrliches, schneeweißes Raschelöflein, das die Form einer kannelierten korinthischen Säule hatte. Dieses Ding, weil es klein und in seinen Formen so edel gehalten war, wandelte er mit äußerst wenig Mitteln zum Grabstein um, und, wie auch die Welt, die es liebt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, den Kopf zu solchem Tun geschüttelt hat, Hans Konrad schritt hinweg über das Wort Goethes: „Es irrt der Mensch, solang er strebt“, und machte vielmehr ein Gesicht, als wäre ein anderer Goethespruch auf ihn — ja rein auf ihn gemünzt: „Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange, ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“

Später erlebte ich einen „Brotvater Nummer zwei“.

Auch er saß dann und wann als Gast an meinem Tisch und hat mir wohlgetan mit Wort und Spende. Nur einmal hat er mich eine magere Zeit durchmachen lassen, und das muß ich hier erzählen.

Das Quartal war abgelaufen und mein Gehältelein fällig. Meine Barschaft im Schreibpult war nahezu auf Null. Wer beschreibt das Wonnegefühl, das der Anbruch des ersten Tages im neuen Vierteljahr für mich und mein Ehegemahl in seinem Gefolge führte. „Hurrah! — heute muß der Pfleger kommen!“ ... Flasche und Gläser standen schon bereit. Er kam nicht. Am zweiten, dritten, vierten wieder nicht. Dafür kam nun für uns eine bitterböse, eine fleisch- und butterlose Zeit, eine Zeit mit immer dünneren Suppen und immer mehr Kaffee, eine Zeit mit immer leerer werdenden Büchsen und Schubladen, auch eine zigarren- und tabakarme Zeit, in der man nicht mehr kaufte, was man nicht



Sriß Craffolet, Bern: Bildnis meines Vaters.

(Klicke aus „D mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern.)

brauchte und mit blühender Phantasie nur zusammendichtete, was man alles kaufen würde, wenn man's hätte! Da, am fünften Tag, begegnete mir auf dem Brüdlein über dem Dorfbach der Heißehernte. Er lächelte mir von weitem zu und sagte: „Herr Pfarrer — der Lohn wäre fällig und Sie sollen ihn haben, sobald ich an ein Bord komme mit dem Heuen. O dieser verfluchte Heuet! Kein Tag ohne Regen! Nichts kommt unter Dach und was draußen liegt, muß bald verkaufen! Weiß der Herrgott, da vergeht einem die Luft, zum Abendsitz zu kommen und zu tun, als ob man die Baggeigen der Engel hörte! — Geduld! — Herr Pfarrer. — Sobald mein Heu herein ist, bring ich alles!“ Sprach's und bevor ich den Mut gefunden hatte, ihm meine Not zu klagen, war er schon verschwunden. Und nun kamen wir erst recht ins Kummern und Sorgen, meine Frau und ich. Den in der Arche Noah Eingesperrten gleichend, schauten



Albert Wysseler, Langenthal-Kippel: Kirchlein von Kippel.
(Abgesehen aus „O mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Grunau, Berlin.)

wir hilfeschend stündlich an den Himmel, ob er seine Schleusen nicht schließen wolle. Und sehnsüchtig fragten wir die Sonne, so oft sie, wie zum Spott auf ein Augenblicklein ihr Strahlenhaupt durch ein Himmelsfensterlein streckte, ob sie denn nicht wisse, daß der Kirchenpfleger heuen wolle und daß unser Salarium fällig sei? Sie schien nichts zu wissen und es dauerte noch ganze vierzehn Tage, bis unsere Arche ihren Ararat gefunden hatte. Unsere Not wurde so groß, daß ich, eines Gleichnisses gedenkend, mich besann, ob ich nicht dem Beispiel des verlorenen Sohnes folgend, mich an einen Bürger des Landes hängen wolle, z. B. an den Hauptmann, der in der Visitenstube einen währschaffen Geldschrank hatte? Da kam auf einmal die Wende und der Wasseruppen und Mehlspeisen Ende. Eines Abends

stand der Pfleger in meiner Stube. Viele Gäste sind mir in meinen sieben guten Appenzeller-Jahren lieb gewesen. Doch lieber war mir keiner als er nach jenem langen Heuet. Als er mit mir anstieß, glänzte er förmlich, daß er das Heu nun doch hereingebracht, ich glänzte, weil ich die Zeit der Dürre ohne Schaden überstanden hatte, und der jungen Pfarrfrau Angezigt leuchtete, weil es ihr, ohne daß sie einen helfenden Propheten an der Seite gehabt hatte, gelungen war, gleich ihrer berühmten Anfrau von Sarepta Wunder zu tun mit einer Handvoll Mehl und einem Tropfen Del im Krüge.

Einmal war eine Zeit — ich weiß nicht mehr im wievielten meiner sieben Appenzellerjahre es war — da kam in unsere Gegend ein gar seltsamer Mann herein-geschneit und der war ganz anders als wir andern Sterblichen, das plötzliche Auftauchen eines Negerkinds inmitten einer Schulstube voll blonder alemannischer Buben- und Mädchenköpfe hätte kaum mehr Aufsehen erregen können, als das Erscheinen dieses Mannes in unserem Dorfe. Er war aus dem Bayernlande, hatte trotz seines kleinen Kopfes ungeheure Schultern, Knochen und Hände, überragte auch die Längsten in der Gegend, und — das Merkwürdigste von allem: er war ein Graf! Doch nein, das war das Merkwürdigste nicht. Seltsamer als das was er war, war das was er tat. Hemdärmelig setzte er sich Tag für Tag in

einer kleinen Fabrik, wo Sticker und Fädlerinnen um Tagelohn schafften, an eine Maschine und lernte sticken. — Also Salonsticker? Nun ja — es muß so was gewesen sein. Kein Mensch wußte recht Bescheid. Nur soviel reimte man sich im Lauf der Zeit zusammen, daß er einen gräßlichen Namen, aber kein gräßliches Vermögen habe und von der Bide auf dienen, d. h. etwas lernen müsse, um es später als Geschäftsmann zu verwerten. „Pok Wetter! — Alle Achtung!“ ... sagte darum da und dort ein Verständiger, der solch tapferes Herabsteigen und Wagen zu würdigen wußte, griff nach dem Hut und — ging doch in weitem Bogen um den Grafen herum. Selbst im Wirtshaus blieb der seltsame Bayer ein einsamer Mann, denn er konnte nicht fassen und verstand unseren Dialekt nicht, was einmal ein Bäuer-

lein aus der Gegend zu der wehmütigen Bemerkung veranlaßte: „Er wär en scharmante Herr! Nu schäd, daß er nöd hochdütisch verstohlt!“

Da kam mich denn ein menschliches Rühren an und ich lud ihn eines Abends zu mir ein. Mit Freuden folgte er dem Ruf. Als ich ihn meiner noch recht mädchenhaft schüchternen Frau vorstellte, machte er eine so exquisite feine Verbeugung, wie ich ungehebelter Schweizer, trotz meiner akademischen Bildung und meines einstigen Auslandsaufenthaltes sie nicht fertig gebracht hätte, selbst wenn mir tausend Dublonen versprochen worden wären. In Lauf der Unterhaltung nannte er meine Gattin unaussprechlich „gnädige Frau“, was sie von einem Eröten ins andere kürzte. Und mir kam er so respektvoll entgegen, als ob ich nicht ein neugebaderes Pfarrerlein im hintersten Hinterland des Kantons Appenzell, sondern Superintendent oder Episkopat gewesener wäre. Je länger aber der Abend sich dauerte und je besser mein Gast meinem guten Roten traute, desto natürlicher und zutrußlicher wurde er, und bei jedem neuen Besuch verlor er in meinen Augen etwas von seiner gräßlichen, und ich in den feintüchtigen etwas von meiner priesterlichen Unnahbarkeit. Wir wurden leidlich gut Freund, und

er erzählte mir unter vielem, wie er den Siebzigerkrieg als bayrischer Chevaualeger mitgemacht und in dem tagelang andauernden, blutigen Ringen bei Orleans zu den Reitern gehört habe, die ohne Pferd, mit nackten, wunden Füßen über die Stoppelfelder dem Feind entgegengelaufen und, zurückgetrieben, wieder angelaufen seien. Die große Bescheidenheit, mit der er von sich und seinen Leuten sprach, und die Ehre, die er in schlichten Worten den dort kämpfenden Franzosen und ihrem Feldherrn Chanzy erwies, hat mir's angetan.

Der Leser soll nun aber nicht meinen, die gastlichen Abende in meinem Hause, deren Zahl übrigens aufs Jahr verteilt, bescheiden war, hätten sich nebeneinander angenommen wie lauter Schmalzblumen auf der Wiese. Zusammengestellt bildeten sie nach Form und Inhalt vielmehr einen bunten Strauß. Es waren Rosen drin und



Albin Schweizer. *Patenscheibe*. (Glasgemälde, ausgeführt von Louis Halter, Bern.)
(Kritische aus „D'mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Bruner, Bern.)

Beilchen, da und dort sogar ein giftiges Hahnenfußchen, ein Sauerampferchen, ein ausgetrockneter Tannzapfen, und Stechpalme und Distel durften auch nicht fehlen.

Saß mir am Tisch mein Kirchenoberster gegenüber und wir kamen auf den Aberglauben, in welchem er bis über die Ohren steckte, zu reden, gab es sich dabei, daß ich an den von ihm erzählten Mirakeln zweifelte und Unsinn nannte, was für ihn voll tiefsten Sinnes war, dann war dem giftigen Hahnenfußchen, der Distel und Stechpalme gerufen. Kam ein andermal Schwester Rosine, die fromme Kleinfinderlehrerin, mit ihrer Nonnenweißer-Haube auf einen Sprung in die Stube, zumal sie doch im Erdgeschoß des Hauses ihr Stübchen hatte, und war man im Handumdrehen über einer Frage der Religion, sie mit unerschütterlicher Bibelfestigkeit, die alles in der Schrift ganz wörtlich nahm, und ich als junges Theologlein mit wissenschaftlich-kritischem

Sinn, dann schlug sie als tapfere Gottesstreiterin unablässig mit ihrem langen Zeigfinger auf den Tischrand und rief, immer heftiger werdend, auf gut bernerisch: „Verstöhn Si mi — verstöhn Si mi?!“ Ih aber verstand nichts und richtete, statt der frommen Einfalt in Geduld und Liebe Rechnung zu tragen, mein Geschick mit neuer Ladung auf die Gegnerin. In solchen Fällen schlich sich in den obenerwähnten Blumenstrauß die Sauerampfer ein.

Daß auch der Katschmohn mitunter sein Plätzchen unter den Blumen bekam, gebe ich verschämt und mit Erröten zu. Wie hieß es doch in der Schulkibbel, an der ich als sechsähriges Bürschchen im Toggenburger Heimatdorf herumkuckstabierte: „Der Pfarrer ist ein Mensch.“ O es menschtelte auch „unter uns Pfarrerstöchtern.“ so oft wir zu zwei oder drei unsere Füße unter dem gastlichen Tische hatten.

Soll ich auch noch erzählen von hohen geistlichen Herren, die zur Visitation erschienen, von der lustigen Bescherung, die uns etwa die Kriegsmanöver in unser Bergtal und in die Häuser brachten, von allerlei piffigen und zutäppischen Kollekturen, die die Heerstraße vom Toggenburg nach St. Gallen frequentierten und dabei en passant die Pfarrhäuser „mitnahmen“, oder von ein paar Bettelgenies — z. B. von jenem kleinen Männchen, das stets einen langen, pastoralen Gehrock trug, unter buschigen Augenbrauen, die das Aussehen von pechschwarzen Schuhbürsten hatten, listig hervorlugte und für Geld sich mit auswendig gelernten Prediaten produzierte — oder von jenem Halbbarren, der mit riesiger Stimme sämtliche Glodengeläute aller st. gallischen und appenzellischen Kirchtürme nachahmen konnte und aus dem Gedächtnis jedem Pfarrer zu sagen wußte, wann er geboren sei, wann er geheiratet, über was für einen Text er beim Amtsantritt oder beim Verlassen einer Gemeinde gepredigt habe? — — Nichts von diesen Dingen.

Mein fleißigster Abendgast war während zwei Jahren jener franke Jüngling, der aus der Fremde heimkehrte, in seinem Bergdorf auf die Gesundheit gewartet hat. Bücher lesen durfte er nicht, schwere Arbeit verrichten auch nicht. An frischer Luft sich ergehen wäre ihm Labial gewesen, doch das verstanden wiederum die Arbeitspharisäer seiner Heimat nicht. So warf er sich auf das, was ihm in der Zeit der Not das Liebste war: das Singen. Er hat's fleißig getan, allein und mit Beileitung, für sich und bei mir am alten Klavierzettel — und ich behaupte, ohne dabei der „Nee, die für alle wacht,“ etwas wegnehmen zu wollen: das hat ihn gerettet!

Wie schwer ihm auch manchmal nach notgezwungenem, katzenhaftem Herummischen zumute war, oft ist er erheitert und voll Sehenshoffnung seines Weges weiter gezogen, wenn er auf ein Stündchen bei Frau Musica einkehrte und in der frohmütigen Gaststube den guten Geßtern von Mendelssohn und Schubert, Silcher, Abt und Schumann begnügt war.

„Sah einsam oft mich aehärmet
In bangem düstern Mut —
Und habe wieder gesungen —
Und alles war wieder gut.“

Ich will dieses Kapitel nicht mit einer Predigt schließen. Das aber möchte ich doch sagen, daß mir die Erinnerung an einen, auch in großen Kummertagen allzeit singlustigen Freund schon an und für sich eine bedeutsame Predigt ist.

Der Spruchdichter hat doch durch die Jahrtausende Recht behalten mit seinem Wort: „Ein fröhlich Herz machet ein fröhlich Angesicht. Wem aber das Herz bekümmert ist, dem sinket der Mut.“ Fröhlich sein heißt stark sein. Seine innere Freude, die lieber unter Tränen ein Liedlein anstimmt, als daß sie sich unterkriegen läßt, ist eine bergerversehende, himmlische Gewalt, so gut wie der Glaube. Unser „Konrad Ferdinand“ mit seiner Neigung zur Melancholie hat's auch oftmals im Leben erfahren und drum so schön in Worte gefaßt:

„Wie heißt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schermerut Deute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitt'rem Spott? Mit freblem Scherz?
Nein, mit ein bißchen Freude.
Wie flücht sich ein zerrißener Kranz,
Den jach der Sturm zerstreute?
Wie knüßt sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bißchen Freude!“

Wie würde mein Freund, der sich damals gesund gelungen hat und der während seines späteren arbeitsreichen Lebens das Lied gleichsam als Röslein im Knopfloch des Werktagsrodes immer mitgetragen hat, bis an sein selig Ende — wie würde er lachen und sich sträuben, wollte ich dergleichen tun, als wäre er in jenen Tagen, da ich ihn oft als Gast in meinem Hause hatte, so etwas wie ein Engel gewesen. Und doch hilft ihm alles Lachen und Sichsträuben nichts, denn ich bleibe dabei: In der tapferen wartenden Fröhlichkeit, die er damals an den Tag gelegt, lag etwas Grobes, und ein ganz kleinwenig ist auch durch ihn in meinem Hause das Wort des Hebräerbriefes Wahrheit geworden:

„Gastfrei zu sein vergessest nicht, denn dadurch haben ehliche Engel beherberget, ohne daß sie es wußten.“

En alti verschüpfti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngräßer. 6

I gueter Erinnerung ich mer no bliebe, wo mir Buebe albez bim Drötschgeler Rohrbach uf em Bühneli linggs näbem Brunne hei chönne ga „Heuschtampfe.“ Wen-es fuerder Heu cho ich, so het us d'r Vater oder si Suhngwunke u de hei mer scho gwüßt, was mer z'tue hei. Die Bühni ich nid grad bsunders hoch gsi, deswäge hei mer d's Höu bim Ablade müeße schtampfe, damit d's nächst fuerder wieder Platz het. Gwöhnlich het es vier bis sechs Buebe brucht derzue. Das ich albez es Gaudium gsi, so anderthalb bis zwo Schtund uf däm Heu ume z'trohle, bsunders im Schpätsummer oder im Herbst, wo hie und da en Depfel im Heu ich zum Vorschn cho. We mer de usses Wärf vollendet gha hei, si mer de zum Brunne, üsi schtoubige Chöpf ga wäsche. Am liebschte hei mer gha, we d'r jung Rohrbach, d'r Tränghauptme, ich ume wäg gsi. Da het d's Härz no am rächte Fläc gha u het jedem geng es Füßgi gä, währed mir bim Vater hei chönne froh si, wenn er es Zwanzgi us em rächte Schilleetäschli wäre knüblet het.

Ich hätti aber bald eine vergässe, d's bescht Hähneli im Chrättli, nämlich üse guet, alt Ustrüfer, d'r Ruedi Schwägler vo d'r Matte. Schtellet ech es chn's magers Mannli mit länge-n-Dugsbraue vor, i ne re Chappe mit schwarzglänzigem Schirm, fascht so groß wie-n-es Vorschar-medächli, e grüslige Batermörder bis a d'Ohre-n-ufe, drum ume en altväterisch Grawatte, e häßbrune Schwalbeschwanz mit Fäde fascht bis a Bode-n-abe, und es par Schlotterhose, die-n-er vermuetlich einisch vo me ne Götli g'erbt het.